

# Als Geisel in Falludscha

An einer Ecke der Stadt ist eine Weggabelung: eine geteerte Straße um die letzten Häuser herum und eine Piste, die in die Wüste führt; erstere wird von den Mudschaheddin, letztere von den Marines kontrolliert. David setzt den Wagen zurück, aber die einzige Richtung, die uns offen steht, ist auf die Mudschaheddin zu. Einer von ihnen springt auf den Beifahrersitz und dirigiert uns. „Jetzt sind wir Geiseln, oder?“ sagt Billie.

*Von Jo Wilding*

Sergeant Tratner von der First Armoured Division ist ziemlich verärgert. „Zurück in'n Wagen oder Sie sind tot!“

Lee sagt, wir sind Reporter, und der Sergeant schaut verachtungsvoll unsern Wagen an: „In diesem Stück Scheiße?“

Das macht uns weniger wertvoll für Kidnappers, sagt Lee zu ihm. Plötzlich meint der Sergeant, dass er Lee von Fernsehen kennt: Damals, als er in Deutschland stationiert war, habe er Lee die ganze Zeit im Fernsehen von BBC gesehen. „Cool. Krieg ich ein Autogramm von Ihnen?“

Lee kritzelt irgendwas hin – ohne zu wissen, wer er nun eigentlich sein soll, aber glücklich darüber, dass wir jetzt einen Freifahrtschein durch den Kontrollpunkt haben, an dem alle anderen Wagen vor uns umkehren mussten. Sergeant Tratner: „Ihr Leute passt mal besser auf in Falludscha. Wir bringen gerade eine ganze Menge von denen um. Ich mag Falludscha. Ich hab schon einen ganzen Haufen von diesen Hundesöhnen umgebracht.“

Ich wünschte, Sergeant Tratner wäre eine Karikatur, ein Stereotyp, aber das sind alles wörtliche Zitate. Wir zupfen an unsern Kopftüchern in der Ofenhitze. „Dieses Zeug braucht ihr nicht mehr zu tragen“, sagt er, „ihr seid doch jetzt befreit.“ Er lacht. Ich sage, dass heutzutage immer mehr Frauen wegen der zunehmenden Übergriffe einen Schleier tragen.

Ein Konvoi von Hilfsfahrzeugen, beflaggt mit dem Grünen Halbmond, nähert sich dem Kontrollpunkt, wird zögernd langsamer. „Wir ermutigen sie nicht gern dazu“, erklärt Sergeant Tratner, und seine Zunge ist jetzt richtig locker, weil er jemanden gefunden hat, mit dem er reden kann: „Du lieber Gott, es tut richtig gut, jemanden zu treffen, der Englisch kann. Ich meine, außer ‚Mister‘ und ‚please‘ und ‚why‘.“

„Haben Sie denn keine Übersetzer hier?“ fragt einer.

Sergeant Tratner zielt mit dem Gewehr in Richtung des Führungsfahrzeugs im Konvoi. „Ich hab die besten Übersetzer der Welt“, sagt er.

Eine Ambulanz kommt mit uns durch, die andern kehren um. Als wir Falludscha erreichen, gibt es in der Klinik und in der Moschee ganze Wagenladungen an Lebensmitteln, Wasser- und medizinischen Vorräten,

die auf Nebenstraßen hier angekommen sind. Die Anstrengungen, den Leuten zu helfen, sind gigantisch, aber das Zentralkrankenhaus ist im amerikanisch besetzten Teil der Stadt, von der Klinik abgeschnitten durch Scharfschützen. Weder kann man die Hilfsgüter in das Krankenhaus bringen, noch die Verwundeten herausschaffen.

Wir beladen den Ambulanzwagen mit Desinfektionsmitteln, Spritzen, Mullbinden, Essen und Wasser und fahren los. Dieses Mal haben wir Lautsprecher dabei, halten an einer Straßenecke und steigen aus. Das Krankenhaus liegt rechts, weit ab von uns; die Marines stehen links. Vier von uns, in blauen Kitteln, gehen mit erhobenen Händen auf die Querstraße hinaus und rufen laut, wir seien ein Helferteam und versuchten, Medikamente zum Krankenhaus zu bringen.

Keine Antwort, und wir gehen langsam auf das Krankenhaus zu. Wir brauchen den Wagen, weil wir nicht alles tragen können, deshalb rufen wir wieder laut: „Wir haben eine Ambulanz dabei, wir gehen zu Fuß, und die Ambulanz fährt hinter uns her.“ Der Krankenwagen, fabrikneu glänzend, ein Ersatz für die anderen, die von den Scharfschützen zerschossen wurden, schiebt langsam seine Nase in die Querstraße hinaus.

Plötzlich peitschen Schüsse die Straße herunter, es knallt zweimal, dann ein kurzes Zischen, unangenehm nah. Der Wagen zieht sich mit einem Sprung, wie an einem Gummiband, in die Seitenstraße zurück, und wir flüchten uns in den Hof des Eckhauses, beim Seitentor wieder hinaus und stehen jetzt hinter unserm Wagen.

Dann gehen wir, das Krankenhaus im Rücken, auf die Marines zu, kein Wagen hinter uns, nur wir und die Lautsprecher, um mit den Soldaten zu reden. Langsam, langsam machen wir die ersten Schritte, rufen laut, dass wir unbewaffnet sind, ein Team mit Material für das Krankenhaus.

Zwei weitere Schüsse halten uns davon ab. Ich bin wütend. Ich stehe hinter der Mauerecke und rufe zu ihnen hinüber, dass sie gegen die Genfer Konvention

verstoßen. „Was würden Sie sagen, wenn Ihre Schwester in diesem Krankenhaus liegt und nicht behandelt werden kann, weil irgendjemand mit einem Gewehr die Medikamente nicht durchlässt?“ David führt mich weg, als ich anfangs, all diesen Kerlen mit dem Finger am Abzug die Pest an den Hals zu wünschen.

Was jetzt drängt: Wir versuchen jemanden zu finden, der hier die Befehlsgewalt hat, mit dem wir das Ganze klären können, und damit geht der Rest des Tageslichts drauf. Beim Einbruch der Dunkelheit bin ich immer noch maßlos verärgert, und das Krankenhaus hat noch immer keine Desinfektionsmittel. Wir gehen in das Haus hinter der Klinik, und ich ersticke fast am Geruch des Todes: Das getrocknete Blut und das in Fäulnis übergehende Fleisch erinnern mich an etwas vor ein paar Tagen, als ich hinten in einer Ambulanz saß mit fast fauligen, fliegenbesetzten Leichen.

Das Bombardement beginnt mit der Nacht, wir stehen im Freien und sehen die Flammen und die Explosionen. Niemand weiß mehr, ob wir noch eine – theoretische – Waffenruhe haben oder nicht. Einer bringt die Überreste einer Rakete herein, nichts als Metall und Drähte, mit einem Treibstofftank im Innern, und das Ding sitzt jetzt wie ein ausgestellter Alien auf einem Stück Stoff auf dem Fußboden, jeder starrt es an und macht einen weiten Bogen drum herum.

Der Lärm lässt langsam nach, wie besänftigt durch ein Gebet aus einer Moschee. Einer sagt, man hat um ein Ende der Beschießung gebeten. Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber jedes Mal, wenn ich die verschiedenen Gesänge vom Minarett höre, frage ich mich, was sie bedeuten: Ist es ein Ruf zum Gebet, ein Ruf zu den Waffen, vielleicht nur jemand, der die Stadt in den Schlaf singen möchte?

Am Morgen werden die Waffenstillstandsverhandlungen wieder aufgenommen, in den Moscheen des Ortes, wo alles Wichtige hier stattfindet.

Acht Tage lang, sagen die Leute, hat sich die US-Armee die Kontrolle über die 350.000-Einwohner-Stadt zu erkämpfen versucht, und jetzt – während die Kämpfer noch bewaffnet auf den Straßen sind – handelt man einen Waffenstillstand aus.

Während wir in der Moschee warten, reden wir mit dem Scheich. Er sagt, dass in den Krankenhäusern 1.200 Tote liegen, 500 bis 600 aus den ersten fünf Tagen der Kämpfe, und sechsundachtzig Kinder, die während der ersten drei Kampftage getötet wurden. Wie viele in den Stadtteilen, die die Amerikaner halten, getötet oder verwundet wurden, weiß niemand. Eine hochschwangere Frau wurde von einer Rakete getroffen, sagt der Scheich, ihr ungeborenes Kind, jetzt schon ein Waisenkind, wurde gerettet.

„Die Leute in Falludscha sind friedliebend, aber nachdem wir von den USA angegriffen wurden, haben die keine Freunde mehr hier. Wir hatten ein paar ausgebildete Offiziere und Soldaten noch aus der alten Armee, aber jetzt sind sie alle im Widerstand. Nicht alle Männer kämpfen; ein paar sind bei ihren Familien, andere arbeiten in den Kliniken oder transportieren Material und Vorräte oder machen bei den Verhandlungen mit. Wir sind bereit, bis zur letzten Minute zu kämpfen, und wenn es hundert Jahre dauert.“

Die Feuerpause beginnt um neun Uhr morgens. Wer ein Fahrzeug hat, belädt es mit Sachen aus dem Lager gegenüber der Moschee und transportiert es weiter. Der Weg zum Krankenhaus ist jetzt frei, das war ein Teil der Abmachung, also braucht man uns eigentlich nicht mehr. Wir spüren, dass wir uns hier leicht im Wirrwarr unterschiedlicher Teilgruppen und in ihren jeweiligen Plänen und Machtkämpfen verfangen könnten, und beschließen abzufahren.

An einer Ecke der Stadt ist eine Weggabelung: eine geteerte Straße um die letzten Häuser herum und eine Piste, die in die Wüste führt; erstere von den noch unsichtbaren Mudschaheddin, letztere von den Marines kontrolliert, die einen Warnschuss abgeben, als unser Fahrer mit ihnen unsere Weiterfahrt aushandeln möchte. Plötzlich sind wir mitten im Kreuzfeuer. David schiebt sich mit gesenktem Kopf auf den Fahrersitz und setzt den Wagen zurück, aber die einzige Richtung, die uns offen steht, ist auf die Mudschaheddin zu. Einer von ihnen springt auf den Beifahrersitz und dirigiert uns.

„Jetzt sind wir Geiseln, oder?“ sagt Billie.

Nein, alles ist okay, sage ich; ich bin sicher, dass sie uns nur aus der Gefahrenzone bringen wollen. Der Mann auf dem Passagiersitz fragt, aus welchem Land wir alle kommen. Donna sagt, sie ist Australierin. Billie sagt, sie ist Britin.

„Allahu akbar! Ahlan wa sahlan.“ Zu deutsch (mehr oder weniger): Gott ist groß. Ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Die anderen verstehen die Sätze nicht, aber ihnen ist klar, was damit gemeint ist. Billie übersetzt es so: „Ich glaube, er hat eben gesagt, dass er die beiden wertvollsten Geiseln der Welt gefangen hat.“

Wir steigen aus, was schon deshalb ungemütlich ist, weil da ein Mann im Keffiyeh und mit einem geladenen Raketenwerfer vor uns steht. Sie holen einen Jeep, und während ich einsteige, muss ich sehen, dass der Fahrer eine Handgranate auf dem Sitz zwischen den Beinen liegen hat. Ich bin sicher, sie ist für die Amerikaner gedacht, nicht für uns, aber eins ist klar: Widerspruch wird hier nicht geduldet.

Und doch: Erst als wir von der Straße zur Moschee abbiegen und vor einem Haus halten, erst als David und die anderen Männer körperlich durchsucht werden, erst als einige Kämpfer ihre Keffiyehs abnehmen und den Männern die Arme auf den Rücken binden, erst da verstehe ich langsam, dass ich endgültig eine Gefangene bin.

Du suchst sofort nach einem Ausweg. Du fragst dich, ob sie dich töten, Forderungen für deine Freilassung stellen oder dir etwas antun werden. Du wartest auf das Messer und das Gewehr und die Videokamera. Man sagt sich, dass alles gut ausgehen wird. Man denkt an die Familie, an die Mutter, die jetzt über das Kidnapping informiert wird. Man beschließt, stark zu sein, weil man etwas anderes gar nicht tun kann. Man kämpft gegen die Vorstellung, dass man das eigene Leben nicht mehr in der Hand hat, keinen Einfluss mehr hat, auf das, was jetzt geschieht. Man wendet sich seiner besten Freundin zu und sagt ihr, man liebt sie, aus ganzem Herzen.

Aber dann setzen sie mich in einen anderen Wagen als sie, und ich kann nur hoffen, dass sie uns an denselben Ort bringen. Ich versuche zu erkennen, wohin wir fahren, aber umsonst; in Wahrheit habe ich jede Orientierung verloren, ich kann schon an normalen Tagen nicht mal rechts und links unterscheiden.

**D**onna, Billie, David, Ahrar und ich werden in ein Haus eingeliefert; in dem großen Raum sind an allen Wänden Polster, an einem Ende ein Bett neben einem Geschirrschrank. Ein großer, würdiger Mann im braunen Keffiyeh setzt sich und fragt Donna nach ihrem Namen, woher sie kommt, was sie dort macht, was sie hier in Irak macht, warum sie nach Falludscha gekommen ist.

Er beschließt, uns zu trennen, und lässt mich, David und Billie durch seine Leute in den nächsten Raum führen, wo uns ein Mann bewacht, in Jeans, die für seinen mageren Körper viel zu weit sind, Turnschuhen und einem Hemd, das Gesicht bis auf die Augen hinter einem Tuch versteckt. Man hat wenig Anhaltspunkte, aber ich denke, er ist höchstens Anfang zwanzig, ein bisschen nervös, beruhigt angesichts unserer eigenen Ruhe.

Nach einer Weile entscheidet er, wir dürften nicht miteinander sprechen, und signalisiert uns: Wir sollen schweigen.

Billie geht es nicht gut; ihr ist heiß, und ihr ist schlecht. Sie legt sich auf die Polster, den Kopf auf den Arm. Der Kämpfer bringt ihr ein Kissen und bettet ihr sanft den Kopf darauf, dann räumt er alles von den Polstern weg und legt die Decke über ihr zusammen. Der andere bringt ein Leintuch und breitet die Decke auseinander, deckt Billie mit dem Leintuch zu und legt die Decke darüber. Zu Bett gebracht von den Mudschaheddin.

Jetzt bin ich zum Verhör dran. Ich fühle mich okay. Ich kann nur die Wahrheit sagen. Er will wieder dasselbe wissen: wo ich wohne, was ich in Falludscha mache; ich erzähle von den Medikamententransporten, den Scharfschützen, die auf uns geschossen haben. Dann fragt er, wie die Briten über den Krieg hier denken. Ich bin mir nicht sicher, was die richtige Antwort ist. Ich weiß nicht, was man derzeit so denkt in England. Ich überlege mir diejenige Antwort, die es am unwahrscheinlichsten macht, dass er mich dabei hält.

Wenn die Leute gegen die Besetzung sind, sagt er, wie kommt es dann, dass die Regierung trotzdem



Iskandariya, Irak, April 2004: toter Iraker in der Leichenhalle des Krankenhauses  
(Foto: AFP/ Getty Images)

weitermacht und das Land besetzt? Er ist interessiert, aber auch sarkastisch. Ich bin unsicher, ob ich die Tatsache, dass David auch Journalist ist, überhaupt erwähnen soll. Ich sage, ich habe David eben erst kennen gelernt, als Martinez.

Er dankt mir, und das war's. David ist der Nächste. Donna, Billie und ich sprechen leise über die Verhöre, und der Junge, der uns die ganze Zeit beobachtet, hat nichts dagegen. Jemand fragt, ob wir „chai“ (Tee) möchten. Gutmütiges Gekicher aus der Küche. Vielleicht stellen sich die beiden jungen Männer gerade vor, wenn ihre Freunde sie jetzt sehen könnten: das Gesicht maskiert, eine Kalaschnikow schwingend, beim Teekochen für eine Wagenladung Frauen.

David's Befragung ist kurz, und als ich von der Außentoilette zurückkomme, immer noch auf der Suche nach einem Fluchtweg, so unwahrscheinlich er ist (ich weiß das natürlich), sind alle andern schon wieder zusammen und trinken Tee. Billie's Tasche wird hereingereicht und durchsucht: eine Kamera, ein Minidisc-Rekorder. Der Mann geht alle Bilder in der Kamera durch, von der Rakete vor der Klinik und ein paar aus Bagdad, dann hört er sich das Gespräch mit dem Scheich auf der Minidisc an.

Donnas Kamera enthält auch ein paar Bilder von der Rakete, ein paar von Straßenkindern oder aus der Wohnung. Das Band in der Videokamera ist von der Eröffnung des neuen Jugendzentrums in al-Daura und bestätigt ihre Aussage, dass sie die Leiterin einer Organisation für Jugendprojekte ist. Auf dem anderen Band ist eine Aufnahme aus dem Zirkus Boomchucka und bestätigt meine Aussage, dass ich als Clown auftrete.

Niemand bringt meine oder Davids Tasche herein. Ich halte es für das Beste, gar nicht davon zu sprechen, falls in einer vielleicht etwas drin ist, was die Leute beleidigen könnte. Ganz besonders halte ich es für das Beste, dass sie nicht unsere beiden Pässe anschauen, denn das könnte sie dazu bringen, alle unsere Pässe anzuschauen, und in Billies Pass ist ein israelischer Stempel, aus der Zeit zwar, als sie für die Palästinenser arbeitete, aber es ist besser, von vornherein keinen Verdacht zu erregen.

Ahrar ist nach der Fragerei fast hysterisch. Sie hat mehr Angst davor, wie ihre Familie reagiert, weil sie die ganze Nacht draußen war, als vor den bewaffneten Männern, die uns hier festhalten. Wir streicheln sie zärtlich und beruhigen sie, so gut wir können; wir sagen ihr, dass wir ihrer Familie sagen werden, es sei nicht ihr Fehler gewesen. Das Dumme daran ist: Als wir von Bagdad losfahren, war es schon zu spät für sie, am selben Abend heimzugehen, und jetzt befürchtet sie, eine zweite Nacht kommt noch hinzu.

Ich fange leise zu singen an, ohne zu wissen, ob das erlaubt ist. Die ändern, wenn sie den Text wissen, stimmen mit ein. Am Ende des Songs hat Ahrars Schluchzen endlich aufgehört, sie sagt nur: „Weiter“, also singen wir weiter, einen Song nach dem andern, bis zum Gebetsruf, weil es unhöflich ist, dabei zu singen.

Ahrar kommen wieder die Tränen. Donna versucht, sie zu trösten. „Ich habe einen starken Glauben an Gott“, sagt sie.

„Ja, schon“, wimmert Ahrar, „aber du kennst meine Mutter nicht.“

Ich weiß noch: Vor dem Krieg und bevor wir zum ersten Mal nach Falludscha kamen, spürte ich, dass man unmöglich wissen kann, wie man reagiert, wenn man zum Beispiel beschossen wird. Ich hätte mir auch nicht vorstellen können, wie ich auf diese Situation hier reagieren würde, mit diesen maskierten und bewaffneten Männern, die Angst, die Unsicherheit. Immer wieder sagen sie uns, wir sollen uns nicht fürchten: „Wir sind Muslime. Wir tun Ihnen nicht weh.“

Mein Instinkt sagt mir, dass es ein gutes Ende nehmen wird. Trotzdem: Meine Gedanken kommen an die Frage, ob sie uns zum Erschießen an die Wand stellen oder einfach in diesem Zimmer das Feuer eröffnen, ob sie uns einzeln hinausführen oder uns alle auf einmal umbringen, ob sie Munition sparen und uns lieber die Kehle durchschneiden, wie lange es wehtut, wenn man erschossen wird, ob es auf der Stelle vorbei ist oder ob da ein Schmerzecho bleibt, nachdem die Kugel dir das Fleisch zerrissen und das Leben genommen hat.

Ich kann solche Gedanken nicht brauchen und schiebe sie weg, weil ich weiß, die anderen denken genau dasselbe jetzt: Wie schlimm ist das für meine Mutter? Wie passiert es überhaupt? Wie fühlt es sich an? Es ist unfein, darüber zu sprechen, also sitzen wir halt da und kochen in unserem eigenen Saft, und wir können sowieso nichts tun, als zu warten und eng beieinander zu bleiben.

**A**ber was ich mir leise sage: Ich kann den Lauf der Dinge momentan nicht verändern, und wenn sie mit dem Gewehr auf mich zielen oder mir ein Messer an die Kehle halten, und ich weiß, es ist der letzte Augenblick meines Lebens, dann kann ich sowieso nichts mehr tun, dann beschließe ich, auf keinen Fall um mein Leben zu betteln oder mich wegzuducken, denn es war richtig, dass wir nach Falludscha gekommen sind und versucht haben, Leute in Sicherheit zu bringen und medizinisches Material in die Krankenhäuser zu bringen, und wenn man dafür sterben muss, ist das vielleicht nicht ideal, aber es ist okay.

„Mein Bruder wurde getötet und der Sohn meines Bruders und der Sohn meiner Schwester auch“, sagt unser Bewacher. „Mein anderer Bruder ist im Gefängnis von Abu-Ghraib. Ich bin als Einziger übrig. Können Sie sich das vorstellen? Und heute wurde mein bester Freund getötet. Sie haben ihn ins Bein geschossen, und er lag auf der Straße, und dann kamen die Amerikaner und haben ihm die Kehle durchgeschnitten.“ Das war derselbe, der heute morgen noch ins Krankenhaus kam. Scheiße! Gibt es einen vernünftigen Grund, warum sie uns nicht alle umbringen sollten?

Aber der Tag geht zu Ende, und wir atmen immer noch. Sie bringen uns Essen, entschuldigen sich, dass es nicht mehr ist, versprechen wieder, dass sie uns nichts tun werden. Als es dunkel wird, machen sie hinter den Fenstern, die halb durch Sandsäcke blockiert sind, eine Paraffinlampe an. Es wird immer heißer im Zimmer, und es ist eine angenehme Abwechslung, als sie uns zum Wagen führen. Es geht wieder weiter, aber es fühlt sich bedrohlich an.

Unser nächstes Haus ist riesig, und es hat Elektrizität. Die vier Frauen werden in einen Raum gebracht; David muss im Wohnzimmer bei den Männern bleiben. Das war seine größte Angst: von uns getrennt zu werden. Wir nehmen die Kopftücher ab, die wir den ganzen Tag getragen haben. Einer der Männer klopft an die Tür und sagt uns mit gesenkten Augen, sie hätten jetzt alles überprüft und, Insha'allah!, am nächsten Morgen bringen sie uns nach Bagdad. Einfach gehen lassen können sie uns nicht, denn da würden wir gleich von einer anderen Gruppe gekidnappt. Wir kriegen zu essen, sie bringen uns Tee, versorgen uns mit Decken, und wir erfinden Ausreden, um schnell ins Wohnzimmer zu schleichen und nach David zu sehen, ihm eine halbe Orange zu bringen, einen Riegel Schokolade, damit er sieht, dass wir an ihn denken. Er ist verletzlicher als wir, weil wir zusammen lachen und singen und reden können. Al-

les, was bisher passiert ist, sagt uns, dass sie uns Frauen nichts tun werden, obwohl man nie ganz sicher sein kann. So gut hat es David nicht.

Am späten Morgen lassen sie uns dann tatsächlich gehen. Sie bringen uns zu einem Imam des Ortes, er erklärt uns, er werde uns heimfahren. Am Stadtrand von Falludscha steht eine Schlange von Fahrzeugen vor dem Kontrollpunkt, einige kehren sogar schon wieder um. Die Passagiere darin sagen, die US-Soldaten haben auf sie gefeuert, als sie näherkamen. Wir steigen aus, nehmen die Kopftücher ab, und fangen das ganze Theater wieder von vorne an: Lautsprecher, erhobene Hände, durch das Gewirr aus Beton und Draht, und wir rufen wieder laut, das wir ein internationales Team freiwilliger Krankenfahrer sind und nur aus Falludscha raus wollen, und dass wir unbewaffnet sind, und man soll bitte nicht auf uns schießen.

Allmählich sehen wir die Soldaten; allmählich lassen sie die Gewehre sinken und sagen uns, wir sollen die Hände oben lassen, sie würde uns nicht erschießen. „Mein Mieser“, sagt einer von ihnen. Offenbar ist das Soldaten-Slang, wenn man einen eigenen Fehler zugeben will. „Wir geben keine Warnschüsse mehr ab.“ Wir sagen ihnen, dass wir zwei Wagen haben, die durchmüssen, und fragen, was mit den übrigen Wagen passieren soll. Sie sind einverstanden, den Kontrollpunkt für Frauen, Kinder und alte Männer zu öffnen. Das Dumme daran ist, dass die meisten Frauen nicht autofahren können und deshalb nicht wegkommen, wenn ihre Ehemänner nicht ans Steuer dürfen. Wir überreden die Soldaten, auch solche Wagen durchzulassen, in denen der Fahrer noch im „Kampfalder“ ist, wenn er seine Familie im Wagen hat.

In Falludscha hat man Angst, dass die Stadt, wenn einmal alle Frauen und Kinder draußen sind, zerstört und jeder darin umgebracht wird, entweder durch eine klassische Bombardierung oder durch Vakuumbomben oder ähnliches. Ahrar versucht, den US-Soldaten zu erklären, dass die Männer, die hier raus wollen, keine Kämpfer sind.

„Aber wir haben sie nun mal lieber da drinnen“, sagt der Marine, „diese Kämpfer kommen doch aus dem ganzen Irak nach Falludscha, und wir wollen sie lieber da drin haben, damit wir sie umso leichter töten können.“

Dabei sind das nur Leute, die nicht hinein-, sondern aus der Stadt herauswollen, Einwohner, die gerade nicht kämpfen wollen. Aber das verfangt nicht bei den Soldaten; wir haben alles erreicht, was wir erreichen können. Wir erklären der ängstlichen Menschenmenge die Lage und überlassen einem anderen Imam die Verhandlungen. Die Straße vor unserem Konvoi ist ruhig, wenigstens bis zur nächsten Straßensperre. Unser Imam steigt aus, redet mit den Einheimischen und sagt zu Ahrar, dass weiter vorne wieder Amerikaner sind. Kopftuch runter und raus aus dem Wagen und bereit für die nächste Runde.

In der schweigenden, brütenden Hitze kracht es ein paar Mal, aber auf unsere Rufe antwortet niemand. An einer Hauswand weiter weg geht eine klei-

ne Staubwolke hoch, und wir fragen uns, ob wir nicht geradewegs in eine laufende Schlacht gehen. Wir rufen wieder in englischer Sprache. Sich so deutlich wie möglich als Ausländer aufzuführen, ist hier die einzige Methode, wenn man auf eine Stellung der Marines zugeht, aber es ist riskant, wenn man nicht weiß, wo eigentlich die Kampflinien verlaufen. Wir schreien andauernd, dass sie uns winken sollen, wenn sie uns hören. Keine Antwort.

„Eine Sekunde!“, sagte David. „Sind das Marines oder sind das Mudscha?“

Oh Scheiße! Jetzt sag bloß, wir marschieren auf eine Stellung der Mudschaheddin zu. Wir zögern. Vielleicht sollten wir zum Wagen zurückgehen und lieber mit unserm Imam wiederkommen.

„Nein, ich glaube, es ist schon okay. Ich glaube, es sind die Marines.“

„Jetzt entscheide dich endlich! Sag uns, was los ist.“ Als ob er mehr wüsste als wir.

Die Männer, die wir jetzt sehen, machen Handzeichen, Armbewegungen, sie zeigen nach links, von uns aus gesehen: nach rechts, wir sollen zur Brücke gehen. Das ist zwar das Signal, das wir haben wollten, wer sagt uns, dass das nicht eine neue Gruppe von Kidnappern ist? Endlich ruft einer etwas. Es sind Green Berets, deshalb sahen sie nicht so aus wie die Marines, die wir gewöhnt sind. Billie und ich gehen zu den Wagen zurück und winken, sie können kommen. Niemand wagt sich auf diese leere Fläche zwischen uns und den wartenden Wagen, und eine Ewigkeit lang bewegen sich die Wagen nicht, obwohl wir dauernd winken und ich durch das Megaphon brülle. Endlich fahren sie los, langsam, und wir laufen eilig in den relativen Schutz der Büsche an der Brücke.

Erst als wir später die Tür unserer Wohnung hinter uns schließen, sind wir sicher, dass wir wirklich zuhause angekommen sind; wir reden und schreien und erzählen alle durcheinander, wir lachen über die Surrealität mancher Augenblicke, wir umarmen uns, wir ziehen unsere versteckten Pässe aus der Unterwäsche.

„Jetzt lachen wir“, sagt Billie, „aber ein paar Momente gab es schon, da ...“

**S**ie haben uns gefangengenommen, weil wir Ausländer waren und uns mitten in ihrem Krieg seltsam benommen haben. Sie haben herausgefunden, was wir da wollten, und ließen uns gehen. Auf unserem Weg aus der Stadt haben wir einen Kontrollpunkt geöffnet, so dass sich viele Menschen aus Falludscha in Sicherheit bringen konnten. Auch wenn das alles ist, was wir erreicht haben, dann war es das wert. Und doch flüstere ich in einem unbeobachteten Augenblick ein Dankeschön dem kleinen frechen Engel zu, der sich um Clowns und ehrenamtliche Krankenhelfer kümmert.

(Mit freundlicher Genehmigung der Autorin. Übersetzung aus dem Amerikanischen: Philipp Reuter)

Prosa

# Die Bienen

Von Matthias Falke

Erste Fassung [Juli 2003]::

Aselinde hatte so ein schaumiges Gefühl im Bauch. Das Meer glänzte gelb wie geschmolzenes Wachs. Spitze Reflexe stachen nach unseren Augen. Staubiges Licht brauste um den Bootssteg. Der Hafen war aus blauschwarzem Metall gestanzt. Am Pier rosteten die Silhouetten der Kräne im pulvrigen Abenddunst. Die Sonne löste sich allmählich auf und lag wie Bodennebel über der ruhigen See. Die porösen Planken der Anlegestelle ragten in safranfarbene Leere.

Ihr Summen wob einen dichten Vorhang zwischen den beiden ionischen Fassaden, die einander freundlich und lauernd gegenüberlagen wie Schachspieler, die einander die brütenden Gesichter zuwenden. Die beiden Tempel hockten beiderseits der Straße und stützten die gefurchten Mienen auf die flachen Hände. Eine schwarzgelbe Wolke schwebte zwischen ihnen. Aaselinde zog die Stirne kraus, als stehe sie vor einer morschen Hängebrücke. Der Abend modellierte Scherenschnitte aus der Säulenordnung. In der Flucht der Straße deutete der Bootssteg eine dunkle Rampe an.

Tybalt stand finster im Eingang seines Hauses, auf das knorrige Geländer der verschränkten Unterarme gelehnt. Das Paar schritt leicht an ihm vorbei. Giulia tänzelte barfuß auf dem alten Holz der Planken. Er sah düster zu, wie sie ans äußerste Endes des Bootssteiges gingen. Romero stellte den Korb ab, in dem Kuchen, Fleisch und Wein lagen. Die beiden entkleideten sich und sprangen ins gelbe Wasser. Als die Sonne sich im Meer verblutet hatte, kletterten sie heraus, liebten sich auf den Bohlen und aßen und tranken und lachten miteinander die ganze Nacht hindurch. Tybalt war im Inneren seines Hauses verschwunden.

Der Wärter goss Wein, dem er Zucker zugesetzt hatte, in eine Schüssel und stellte sie auf den Säulenstumpf. Die Insekten sammelten sich um den Rand des Gefäßes. Es waren wenige, die in die Wohnung des Wärters geflogen kamen. Mit schwerem Brummen, die metallischen Gliedmaßen nachschleppend, kehrten sie zu ihrem Stock zurück. Robuste und friedliebende Lasttiere. Es schien keine Gefahr von ihnen auszugehen. Wie winzige Automaten nahmen sie die Nahrung auf und schwebten wieder davon. Von uns nahmen sie gar keine Notiz. Aaselinde hatte Zutrauen zu dem Wärter gefasst und sich seine traurige Geschichte angehört.

Giulia kam mit ihren Freundinnen die Straße herunter, die zum Bootssteg führte. Einer sommerlichen Laune folgend machte sie bei Tybalt halt, der missmu-

tig und mit genauem Blick vor seinem Laden stand. Sie tätschelte seine nackten Arme, an denen sich die Muskeln wie Stränge von Reptilien abhoben, spielte mit der Schleife, die er um den Hals gebunden hatte, und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dabei stellte sie sich auf die Zehenspitzen, lehnte sich absichtslos gegen ihn und verhinderte nicht, dass ihre Lippen ihn berührten. Lachend sprang sie mit den anderen Mädchen ins Wasser und schwamm mit gackernden Bewegungen um die Stelzen des Bootssteigs. Grüne Klumpen von Muscheln und Tang wucherten an den verfaulenden Pfählen.

Aaselinde hatte den Alten liebgewonnen. Einzelne Tiere verfangen sich immer wieder in seinem Bart und krabbelten durch sein weißes Haar. Als er uns auf die Straße begleitete, fiel uns auf, dass er sich strikt auf seiner Seite hielt. Dabei hatte er uns noch ermuntert. Wir verabschiedeten uns von ihm, der gebeugt in seinen Verschlag zurückhumpelte. Wie ein Schuppen war die Wohnung des Kustoden rückwärts an den schweigenden Stein des einen Tempels angebaut.

Tybalt reagierte jedesmal gereizter, wenn das abendliche Paar vorbeikam, um im Meer zu baden. Er lauerte Romero heimlich auf, um ihn zum Kampf zu fordern. Aber der lachte ihn aus und ließ ihn stehen. Tybalts Zorn schwoll wie ein Insektenstich, der sein Gesicht in eine blaue Beule verwandelte. Zehn töten einen Mann. Niemand wusste, was sein Handwerk war und was in seinem Laden zu erwerben sein könnte. Neuerdings hielt er eine Honigscheibe in der Hand, wenn er im Abendlicht vor seinem schwarzen Holzhaus Wache stand, und die tiefe Sonne entflammte das Gold des Honigs, bis er flüssig über Tybalts Faust tropfte. Sein Gesichtsausdruck war drohend. Niemand hat ihn jemals lachen gesehen.

Aaselinde nahm meine Hand. Die Sonne stand tief. Sie berührte den unsichtbaren Horizont, der in gelbem Dunst verborgen war. Alles schwamm in Licht und rieselnder Farbe wie in Blütenstaub. Im Innern eines Bienenstocks, wenn das papierdünne Wachs der Waben von Sonnenlicht durchstrahlt wird, muss solch ein aufreizendes Licht herrschen, das alle Konturen auflöst und die Schatten wie Drohnen mordet. Der Ausleger, an dem mittags die Fischer ihren Fang aufzogen, war eine grobe Theaterkulisse, die windschief über dem Bootssteg befestigt war. Die Löcher in den Bohlen, durch die mittags die Buben des Dorfes nach Sprotten angelten, waren Wunden in der Decke eines Fabeldrachens, Risse im Goldenen Vlies, in denen die Glanzlichter wie Motten hausten. Die Planken, auf denen mittags die Käufer den Heringen

die blutigen Eingeweide herauschnitten, waren Bühnenbretter und doppelte Böden, unter denen die Gischt des Abgrunds brandete. Von allen Seiten fraß das Licht an ihnen wie ein Ungeziefer schwarm, der ein starres Blatt zernagt. Es war ganz still. Niemand arbeitete mehr am Hafen. Kein Fischer machte sich mehr an seinem Boot zu schaffen. Kein Mensch war auf der Straße. Die Dünung klatschte schwer an die uralten Stämme, die den Bootssteg trugen wie müde Karyatiden. Gichtkranke Atlanten, die jeden Augenblick unter der Last zusammenbrechen konnten. Und das Summen der Bienen verstopfte die Gasse, den schmalen Durchgang zwischen den beiden Tempeln.

Niemand kannte ihn. Niemand wusste, wann und woher er gekommen war. Die Kinder hatten Angst vor ihm. Die Männer des Dorfes mieden ihn. Die Frauen neckten ihn bisweilen, wie Giulia, die ihm ein unachtsames Wort zugeflüstert hatte. Seither schien er eine Vertrautheit zu empfinden, die nicht gemeint gewesen war, und eine Hoffnung am Busen zu nähren, die gefährlicher war als ein Bündel Schlangen. Es war ein glühender Spätsommerabend. Das Licht zerkochte alle Gegenstände. Die Silhouetten waren aus Metall geschmiedet, dem die Wut der Sonne an allen Kanten und Gelenken leckte. Das Meer war dünnflüssiges Gold. Die Gischt siedete mit dampfendem Schaum um die Hafenummauer. Giulia und Romero kamen die Straße herunter. Tybalt schlang die knotigen Arme ineinander und verschanzte sich hinter ihnen wie hinter einer Wehr. Auf der Höhe seines Ladens blieb das Paar stehen. Romero machte sich am gegenüberliegenden Haus zu schaffen, während Giulia sich gegen eine Laterne lehnte, auf den Zehen wippte und lässige Blicke um Tybalt kreisen ließ wie schwärmende Insekten, die auf der Suche nach neuer Nahrung sind. Er warf sich auf dem Absatz herum und verschwand im Inneren seines dunklen Ladens. Giulia und ihr Geliebter liebten sich auf dem Bootssteg nieder. Sie zog den Rock aus und baumelte mit den Beinen in der Brandung, die heute donnernd bis zu ihr heraufbrodelte. Ihre rüschengeschmückte Bluse lag neben ihr wie das Kleid eines Gliedertieres, das sich gehäutet hatte und dessen verjüngter Leib jetzt nackt und schutzlos glänzt. Romero legte das Hemd ab. Sein breiter Rücken war nass von Schweiß. Als Tybalt auf die Straße zurückkam, trug er den summenden Korb wie eine Lampe vor sich her.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie es ernst nehmen würde, sondern nur höflich und teilnahmslos genickt, als der Wärter seine Legenden erzählt hatte. Aber Aaselinde hatte ihre Angst überwunden und wollte Gewissheit haben. Ihre Hand lag fest und schmal in der meinen. Die Sonne war in diesem Augenblick untergegangen. Das Licht wurde um eine Nuance stumpfer, es war nicht mehr so stechend. Aber immer noch wütete ein tausendkörperiges Gelb um alle Ecken, das in jeden Winkel eindrang und vor dem es keinen Schutz gab. Aaselinde presste meine Hand und zog mich mit sich. Das tiefe Brummen, das in der Gasse hauste, war noch unruhiger geworden. Jenseits davon lag der Bootssteg wie hinter einem Schleier von zitterndheißer Luft.

Als Giulia und Romero die gelbschwarze Wolke sahen, die wie ein Feueratem aus Tybalts Haus züngelte, wie eine fauchende Lohe die Straße herunterkam und sich wie ein zu Millionen tödlicher Blitze geronnenes Gewitter um sie zusammenballte, wussten sie in ihrer Not keinen anderen Ausweg, als sich ins kochende Wasser zu stürzen. Man fand ihre Leichen am nächsten Morgen angeschwemmt, an kalten Händen aneinandergeschmiedet, die Lungen voll Wasser, von keinem einzigen Stich versehrt. Der Schwarm warf sich in der Luft herum wie von einer aufgebrauchten Böe zurückgeschleudert und suchte das Dorf heim. Aus dem Haus, das Romero an diesem Tag geerbt hatte, stieg das Bienenvolk auf und verwickelte den angreifenden Stamm in einen erbitterten und verlustreichen Krieg. Tybalt stand mit erhobenem Korb vor seinem Laden. In Augenblicken war es dunkel geworden; die tropische Nacht kam hinterrücks wie feiger Mord. Zäher Schweiß bildete sich auf Tybalts Stirn, wie schwarzes Blut, als sich die Tiere unter dem Trauf seines Daches sammelten. Er starb qualvoll, ein zuckender, von blauen Beulen übersäter Klumpen Fleisch.

Wir standen auf dem Bootssteg, der sich mit der Dünung wiegte, und sahen auf den nächtlichen Ozean hinaus. Eine Biene hatte sich in Aaselindes blondem Haar verfangen. Ich las sie heraus und ließ sie fliegen. Aaselinde sah ihr zärtlich nach. Ich küsste sie. Der Alte hatte recht gehabt, und obwohl ich nicht abergläubisch war, nahm ich das gute Omen dankbar an. Das Dorf lag still und friedlich in der blauen Nacht. Ich schlang den Arm um Aaselinde und presste sie an mich. Noch in diesem Jahr würden wir heiraten.

#### Zweite Fassung [Juli 2003]:

In diesem Augenblick war die Sonne untergegangen. Es wurde kühl. Von der See her frischte der Wind auf, der im Laufe der Nacht drehen und ablandig werden würde. Ich war froh, dass die Glut des Nachmittags vorüber war. An meiner Seite stand Aaselinde. Ich küsste sie, was sie jetzt geschehen ließ. Wie hingegossen hing sie an meiner Seite, die Augen geschlossen. Ihr Kuss war kühl. Eine Biene hatte sich in ihrem blonden Haar verfangen. Ich las sie heraus und ließ sie fliegen. Was für ein winziges, hilfloses Wesen. Aber welche Angst hatten sie und ihre Schwestern uns eingeflößt! Meine Braut schloss wieder die Augen und forderte den nächsten Kuss. Dabei stieß sie einen schmalen klagenden Laut aus. Alles an ihr war hell, blau und kühl, wie eine Nacht in einem nordischen Fjord, wenn der Mond das Fjell in knochenweißes Licht taucht. Ich dachte an jenes andere Mädchen. Sie würde nicht die Augen geschlossen haben. Selbst im Kuss würde ihr Blick wach und stechend sein, schwarz wie der tropische Tag, und ihre Schultern waren braun wie das verbrannte Land dieser afrikanischen Inseln. Aaselinde begann sich zu entkleiden. Auch in der Heimat hatten wir oft nachts gemeinsam gebadet. Aber sie war hinter einen Busch oder einen Felsen gegang-

gen, um sich auszuziehen, und im Wasser durfte ich sie nicht berühren. Jetzt blieb sie direkt an meiner Seite. Bevor wir vom Bootssteg sprangen, zog ich sie noch einmal an mich, so dass unsere Körper glatt aneinander lagen. Wie kalt ihre Brust war! Dann stießen wir uns vom Bootssteg ab und tauchten ins Meer, das sich warm und grün um uns schloss. Wir schwammen um die Stelzen herum, die die Anlegestelle trugen. Die Planken bildeten einen künstlichen schwarzen Himmel über uns, der von morschen und fehlenden Brettern durchlöchert war. Durch diese Zwischenräume pflegten tagsüber die Buben des Dorfes nach kleinen Fischen zu angeln. Als Köder dienten ihnen blutige Eingeweidefetzen, die ihre Väter übrig ließen, wenn sie die Thune ausnahmen, die sie draußen auf dem Meer gefangen hatten. Jetzt schienen ein paar Sterne durch diese Lücken auf uns herab. Plötzlich stieß Aaselinde einen spitzen Schrei aus. Etwas hatte sie am Fuß berührt. Als habe jemand nach ihr gegriffen, japs-te sie, ein Ertrinkender vielleicht. Ihr Schwimmbewegungen wurden hastig. Vermutlich war es nur ein Fisch gewesen, der ihr ein wenig zu nahe gekommen war, aber auch mir wurde es unheimlich, nachts im dunklen Wasser, unter dem verwitterten Baldachin des Bootssteges. Wir paddelten zu der Leiter, die an einem der Pfähle nach oben führte, und kletterten hinauf. Oben saßen wir beieinander. Aaselinde lag an meiner Brust. Sie schlotterte ein wenig, aber nicht vor Kälte. In Wirklichkeit war es unnatürlich warm. Im Norden musste man sich rasch etwas anziehen, wenn man in der Nacht aus dem Wasser kam. Hier konnten wir nebeneinanderliegen und uns vom milden Seewind trocken lassen. Wir küssten uns. Sie hatte sich beruhigt und ruhte nun friedlich aus. Wieder hatte ich das Bild einer Ertrinkenden vor dem Auge, ein sich aufbäumender, um sich schlagender, endlich stiller Körper, der langsam in die strudelnde Tiefe sinkt. Es waren sogar zwei, die miteinander untergingen und sich dabei noch im Todeskampf an den Händen hielten. So hatte man sie gefunden, an leichenstarrten Fingern aneinandergekettet, zwei nackte Leichen, die Lungen voll Wasser. Ein schönes Paar in der Blüte der Jugend. Und ihre herrlichen toten Körper entstellte kein einziger Stich. Dennoch hatte es etwas mit den Bienen zu tun. So hatte der Wärter es uns erzählt.

Aaselinde seufzte wieder. Sie richtete sich an meiner Schulter auf und lehnte den Kopf gegen meinen Hals. Ihr langes nasses Haar fiel kühl über meine Brust. Wir sahen landeinwärts, über die unregelmäßigen Bohlen des Bootssteges. Diese mündeten in die Hafenummauer wie eine heruntergelassene Zugbrücke in die Befestigung einer mittelalterlichen Stadt. Dahinter stieg in der direkten Flucht die Straße an, die den Ort durchschnitt und an ihrer schmalsten Stelle zwischen den beiden Tempeln hindurchführte. Darüber baute sich der Ort auf, der wie eine Vogelsiedlung auf einer arktischen Insel dicht in die Felsen gekrallt war. Dahinter das weite verbrannte Land, das jetzt seltsam blauschimmernd in der Nacht lag. Darüber die bizarren Berge, die sich verrenkt und ekstatisch dem flirrenden Himmel entgegenreckten. Die Ebbe begann das Wasser aus der Bucht herauszusaugen.

Die Wogen kamen langsamer, in größeren Abständen, gleichsam ermüdend. In den länger werdenden Pausen zwischen den einzelnen Brechern war es ganz still. Man konnte die lebende Wolke hören, die dort oben, keine fünfzig Schritt entfernt, zwischen den beiden Häusern summt. Früher waren es einfache Wohnhäuser gewesen, mit kleinen Ladengeschäften zur Straße hin und ein paar Schuppen und Verschlägen, die rückwärts angebaut waren. Nach der Katastrophe hatte man sie unter Schutz gestellt. Vorsichtige, in weiße Anzüge und schützende Helme gehüllte Arbeiter hatten die Fassaden ausgemalt und die Inschriften angebracht, die an jene Nacht erinnerten. Jetzt hausten dort nur die beiden geflügelten Millio-nenvölker, die einander einstmals bekriegt, nach der bewussten Nacht aber auf unerklärliche Weise Frieden miteinander geschlossen hatten. Sie tauschten sich über die Straße hinweg aus und beherrschten den schmalen Durchgang, den jeder passieren musste, der auf diesem Weg zum Hafen gelangen wollte. Es konnte scheinen, als sei es nur noch ein Stamm, der in zwei benachbarten oder einander gegenüberliegenden Häusern wohne. Aber es waren zwei Völker, die lediglich koexistierten, sich nicht vermischten, sich aber gelegentlich gegen Eindringlinge zusammentaten. Daher stammte auch die Legende. Der Alte hatte sie uns erzählt, als wir ihn in seinem Anbau besuchten. Er lebte in einem winzigen Raum, der sich seitlich an einen der beiden Tempel lehnte. Als er uns unschlüssig hatte auf der Straße stehen sehen, hatte er uns herein-gebeten. Wir wohnten der Fütterung bei. Er goss Wein, dem er Zucker zugesetzt hatte, in eine flache Schüssel, und bald sammelte sich das summende Volk um den Rand des Gefäßes und nahm die Nahrung auf. Aaselinde hatte rasch Zutrauen zu ihm gefasst und sich seine Schauergeschichten erzählen lassen. Mitleid mit dem zerlumpten Alten und Lust an den gruseligen Einzelheiten seiner Sagen hatten sich dabei die Waage gehalten. Hinterher, als hätte sie selbst den gezuckerten Wein gekostet, wollte sie es unbedingt darauf ankommen lassen, und jetzt waren wir hier, was immer es zu bedeuten hatte. Ich war mit der Situation zufrieden: ich hatte sie küssen dürfen und ruhte nun an ihrer Seite. Die Nacht hatte mehr gehalten, als sie versprochen zu haben schien. So waren auch jene beiden hier gelegen, vom Bad in der nächtlichen Dünung durchgeglüht, von Küssen erschöpft. Der Bootssteg, der in der Brandung schwankte, wiegte sie ebenso wie uns. Aber während Aaselinde kühl und stumm wie ein Fisch an meiner Brust lag, muss sie von afrikanischem Temperament gewesen sein. Ihr Körper war wie ein einzelner federnder Muskel, wenn sie vorbeiging. Ihr Leib war sehnig und biegsam, und ich stelle mir vor, dass er sich in der Liebe dehnte und zurückschnellte wie eine der Palmen, die die Küsten säumen und denen der Passat die schwarzen Haarschöpfe zerzaust. Sie schritt oder sie tänzelte, undenkbar dass sie ganz gewöhnlich gegangen wäre. Ihre Füße schienen aus Gummi zu sein; sie bewegte sich stets in elastischen Sprüngen vorwärts. Ihre Brüste waren klein und fest, weniger schwer als Aaselindes weißer Milchbusen. Aber ihr Blick war schwarz, fordernd und drohend,

versehrend wie die senkrechte Sonne über dem Äquator, der man sich niemals schutzlos ausliefern durfte, schon gar als Fremder nicht, der aus vermittelteren Ländern stammt. Ich lehnte am Mast des Auslegers, an dem die Fischer mittags ihren Fang aufziehen und dessen Holz zu morsch war, als dass seine stumpfen Fasern meinen Rücken noch hätten verletzen können. Aaselinde schob sich über mich. Fast teilnahmslos registrierte ich, dass es endlich geschah. Diese Nacht war ein Geschenk, das ich nicht mehr erwartet hatte. Ich hatte nicht darauf hingearbeitet, nichts erhofft, nichts von ihr gefordert. Hinterher weinte sie vor Glück. Noch in diesem Sommer würden wir heiraten; sowie wir in die Heimat zurückgekehrt waren. Satt und entspannt lagen wir da, während der Bootssteg von Woge zu Woge zitterte. Ich stellte mir vor, wie sie damals hier lagen. Auch sie hatten gebadet. Auch sie hatten sich geliebt. Und dann das Brausen, das aus der schmalen Gasse schwall und wie eine Feuersbrunst den Himmel schlug. Die schwarze Wolke sammelte und drehte sich und raste dann, wie von einem Gewittersturm getrieben, auf das junge Paar zu. Ein Dutzend ihrer Stiche tötete einen Erwachsenen. Und es waren Millionen, die sich um sie zusammenzogen. Ich stelle mir vor, wie sie sich an den Händen fassten, einen panischen Liebesschwur stammelten und ins Wasser sprangen. Wie sie begriffen, dass sie nicht mehr würden auftauchen können, weil der Schwarm dicht über der schäumenden Oberfläche kreiste. Wie ihr Griff fester und fester wurde, bis der Schmerz plötzlich erstarb. Ein zweiter Schwarm stieg auf und verwickelte den ersten in einen verlustreichen Krieg. Doch plötzlich kehrten beide Völker in ihre Häuser zurück, die schon am nächsten Morgen von den Dorfältesten unter Schutz gestellt wurden. Man machte einen jungen Mann verantwortlich, der der Braut immer traurig und drohend nachgesehen hatte. Er hatte auch den Bräutigam nachts einmal stellen und in einen Messerkampf verwickeln wollen. Aber der hatte ihn ausgelacht und stehen gelassen. All das kam natürlich erst im Nachhinein zutage, als es zu spät war. Es fand sich auch der junge Mann nicht mehr, der die Bienen auf das Paar gehetzt haben sollte. Der Wächter machte nur ein geheimnisvolles Gesicht, als Aaselinde ihn danach fragte. Dabei fasste er mich scharf ins Auge, bis ich mich abwandte. Ich habe nichts gegen solche alten Geschichten, aber man darf sie nicht für bare Münze nehmen. Aaselinde bestand darauf, das Orakel zu befragen. Ich fand es rührend, wie kindisch sie in diesen Dingen war, und ließ es geschehen, um ihr einen Gefallen zu tun. Der weitere Verlauf der Nacht gab mir recht. Man muss nicht alles glauben; aber man kann ruhig etwas mitmachen, ohne daran zu glauben, wenn es einem in die Hand arbeitet.

Dritte Fassung [Juli 2003]:

Die Flitterwochen verbrachten wir in einem kleinen italienischen Hafentädtchen, dessen Namen ich vergessen habe und der auch nichts zur Sache tut. Aaselinde hatte darauf bestanden, an die Riviera zu fahren. Ich

wäre lieber für ein paar Wochen ins Fjordland gegangen. Der Süden liegt mir nicht; er entspricht einfach nicht meinem Naturell. An Gletschern fühle ich mich wohler als unter Palmen. Aber der Anlass dieser Reise war wenig dazu angetan, uns zu streiten, und so willigte ich darin ein, dem Mittelmeer, dieser überwärmten Kinderbadewanne, meine Aufwartung zu machen. Es war natürlich auch alles ganz entzückend. Wir bummelten durch die mittelalterlichen Gassen, verdösteten die Nachmittage in kleinen Cafeterien und Trattorien am Hafen und delectierten uns am allnächtlich aufkochenden Temperament der Einheimischen. Wir besuchten Kirchen und besichtigten Museen. Wir schwelgten in den Genüssen der italienischen Küche, und wir, d.h. Aaselinde, ruinierten unsere Urlaubskasse aus purem Respekt vor den Erzeugnissen der italienischen Mode. Aber das ist es alles nicht, wovon ich hier erzählen will.

Eines Abends hatten wir uns auf unserem Spaziergang weiter als gewöhnlich von den vielbegangenen Wegen entfernt und waren in ein etwas abgelegeneres Viertel gelangt. Das Meer war noch nahe; man sah es gelegentlich durch die Fluchten der schmaler und dunkler werdenden Gassen. Auch unsere Straße wurde enger und enger, und endlich war überhaupt kein Durchkommen mehr. Wir standen vor einem sonderbaren Ort: zwei Marmortempel standen einander gegenüber, so dicht, dass ihre klassischen Fassaden einander fast berührten und einen nur noch mannsbreiten Durchgang zwischen sich ließen. Dennoch trauten wir uns nicht, ihn zu beschreiten, denn zwischen den beiden Gebäuden, die unserer Aufmerksamkeit bisher entgangen waren und die auch in keinem Reiseführer beschrieben wurden, brummte und brodelte die Luft. Sie war erfüllt von schwärmenden Bienen. Wir hielten uns in respektvollem Abstand, aber nach einigen Minuten der Beobachtung glaubte ich herausgefunden zu haben, dass es sich um zwei eigenständige Bienenvölker handelte, deren je eines einen der beiden Tempel bewohnte und die sich im dazwischengelegenen Luftraum zwar berührten, sich sonst aber weder austauschten noch durchmischten. Wir standen unschlüssig, ob wir umkehren oder den Weiterweg wagen sollten, als uns eine auf italienisch gekrächtzte Aufforderung zusammenfahren ließ. Wir sollten uns nähern. Jetzt erst bemerkten wir eine noch finstere und schmalere Gasse, die vor dem linkerhand gelegenen der beiden Tempel seitwärts abführte. Dort wurden wir eines alten Männleins gewahr, das mit gekrümmter Gestalt, Hakennase und schlohweißem Haar direkt einem Kindermärchen entstiegen zu sein schien. Jedenfalls konnte unmöglich eine Gefahr von ihm ausgehen, es sei denn, man wäre ganz außerordentlich abergläubisch gewesen. Wir folgten ihm, der uns zur Hälfte um den Tempel herumführte, an den rückseitig seine kleine Wohnung angebaut war. Er schien der Wärter oder Kustode dieses Heiligtums zu sein. Ich bin des Italienischen nur eher behelfsmäßig mächtig, deshalb bestritt Aaselinde die Unterhaltung, der ich zwar recht und schlecht folgen, an der ich mich aber nicht beteiligen konnte. Der Alte hatte uns in seine Behausung geführt, die aus einem einzigen Raum

bestand. Während er ununterbrochen auf uns einredete, holte er eine flache Schüssel aus weißem Porzellan aus einem Schrank, stellte sie auf ein marmornes Postament und goss dann aus einer Karaffe Wein hinein, dem er zuvor einige gut gehäufte Löffel weißen Zuckers zugesetzt hatte. Einzelne Bienen, die zuvor schon um ihn geschwebt waren oder seine Wohnung durchsummt hatten, ließen sich auf dem Rand des Gefäßes nieder und begannen die Flüssigkeit aufzunehmen. Bald wurden es immer mehr, und schließlich war der handbreite Rand der Schale schwarz von Insekten, die die süße Nahrung aufnahmen und mit schwerfälligem Brummen wieder davonflogen. Das mache ich seit siebzig Jahren so, erzählte der Alte, dessen nun folgenden Bericht ich hier freilich nur sinngemäß wiedergeben kann, denn sein Dialekt und seine fast zahnlose Aussprache machten es mir unmöglich, ihn Wort für Wort zu verstehen. Ich war noch ein Kind, als sich die Ereignisse zutragen, die zur Weihung dieses Tempels führten, sagte der Greis, und ich verstand damals nicht wirklich, was sich zugetragen hatte. Aaselinde, die anfangs eine gewisse Scheu vor der Person des Alten, vor seiner kargen und düsteren Behausung und vor dem ein- und ausfliegenden Bienenvolk nicht hatte verbergen können, gewöhnte sich nach und nach an die Situation und verstand es mit weiblicher Einfühlung, unserem Gastgeber seine Geschichte mit allen Einzelheiten und Ausschmückungen zu entlocken, die ich nun wie gesagt sinngemäß und in nachträglich gestrafftem Zusammenhang wiedergeben möchte. Dabei fiel mir, um das noch vorzuschicken, auf, dass der Alte immer von seinem Tempel im Singular und mit dem Possessivum sprach und jedesmal, wenn der Gang seiner Erzählung es unabdinglich machte, das benachbarte oder gegenüberliegende Heiligtum zu erwähnen, das Gesicht verzog, als fordere eine pflichtmäßige Objektivität von ihm die Erwähnung unangenehmer Dinge, die er an sich lieber unter den Tisch fallen lassen würde. Während der ganzen Zeit spielte eine Biene in seinem Bart, die sich dort in den langen weißen Haaren verfangen hatte.

Niemand, begann der Alte, niemand wusste, wer er war und woher er gekommen war. Eines Morgens stand er vor dem Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite und starrte mit finsternen Blicken die schmale Gasse entlang. Er trug eine verwaschene blaue Leinenhose und ein farbloses Trikot, das seine muskulösen Schultern und Arme freiließ. Hinter diesen Armen, die er stets verschränkt hatte, verschanzte er sich wie hinter einer knorrigten Brustwehr. Niemand hat ihn jemals anders gesehen als so, wie er feindselig und schweigsam, hinter bulligen ineinandergesteckten Armen, im schattigen Vorraum seines Ladens stand und mürrisch die Vorübergehenden musterte. Niemand hat jemals mit ihm gesprochen. Niemand wusste, was in seinem Laden zum Verkauf angeboten war. Niemand beachtete ihn. Gerüchte, die von Gott weiß woher in Umlauf kamen, besagten, er heiße Thybalt, aber das möchte ich bis heute nicht beschwören. Nach seinem ebenso rätselhaften wie grauenvollen Tod verschwand er ebenso spurlos, wie er gekommen war. Es gab kein Verfahren und keinen Autopsiebefund. Niemand hat jemals irgendwo sein Grab gesehen.

Hier schwieg der Alte und betrachtete sinnend sein Bienenvolk, das in seiner Klause ein- und ausflog und den süßen Wein abweidete. Er tat es liebevoll, mit jener eigentümlichen Zärtlichkeit, mit der ein Tierbändiger einer gezähmten Raubkatze das Fell kraut.

Alles änderte sich, fuhr er irgendwann fort, als Giulia das Tabu durchbrach und eines Tages, sich aus Romeros Achsel lösend, die Mauer des Schweigens überwand, sich auf die Zehen stellte, sich auf das Gelände der verschränkten Arme stützte und dem Fremden einen Satz in das gestäubte Ohr flüsterte. Sie machte sich sofort wieder von ihm los, kehrte an Romeros Seite zurück und ging mit diesem, wie es ihrer Gewohnheit entsprach, zum abendlichen Bade an den Strand. Bis heute weiß niemand, was sie dem finsternen Neankömmling zugerant hat, und es wird auch niemals mehr zu erfahren sein. Aber die Zeugen, die dem Vorfall beigewohnt haben wollen, beteuern, dass für einen winzigen Augenblick ein milder, friedfertiger und dabei doch auch ganz lauernder und wachsamer Ausdruck über des Fremden Gesicht gegliedert sei. Für einen Wimpernschlag und nur dieses eine und einzige Mal, habe sich die Maske einen Spalt breit gelüftet und die starre abweisende Feindseligkeit sei einem Moment der Offenheit, vielleicht sogar der Hoffnung gewichen. Von diesem Augenblick an hatte er das Dorf gegen sich. Bisher war man ihm nur mit der aufdringlichen Nichtbeachtung begegnet, die Bewohner kleiner Ortschaften allen Zugezogenen gegenüber an den Tag zu legen pflegen. Jetzt verwandelte sich diese misstrauische Neutralität in offenen Hass. Giulia war der Liebling des ganzen Dorfes. Von den Buben bis zu den Greisen waren alle männlichen Einwohner in sie verliebt. Alle sahen ihr seufzend nach, wenn sie vorüberging, wenn auch niemand sie ihrem Romero jemals streitig gemacht hätte. Die beiden waren das königliche Paar, das von allen geliebt, bewundert und beneidet wurde. Jetzt, aufgrund der unbedachten und kalkulierten Geste, mit der Giulia die Reserve des Fremden durchstoßen hatte, waren selbst alte Weiber auf den Neankömmling eifersüchtig.

Wieder hielt er inne. Sein Blick nahm einen noch träumerischeren und verklärteren Ausdruck an.

Aber man musste sie sehen, stöhnte er. Sie war noch nicht siebzehn Jahre alt. Doch wenn sie vorüberging, ließ jeder die Arbeit ruhen und sandte ihr sehnsüchtige Blicke nach. In ihrer weißen Leinenbluse, deren Rüschen aus ihrer Brust ein flirrendes Geheimnis machten. Ihrem langen Rock, barfuß und stets mit tänzelnden Schritten. Das schwarze Haar wallte glatt über die Elfenbeinschultern. Ihr dunkles Auge, das sengende Blitze verschoss. Und die Lippen... Kein Mann im Dorf, der nicht davon träumte, an diesen Lippen zu hängen wie Romero. Und nachts, wenn sie sich unten auf dem Bootssteg liebten, standen alle Fenster offen und jeder lauschte dem knarrenden Geräusch der alten Bohlen mit einer Andacht, um die der Pfarrer das morsche Bretterwerk beneidete.

Sein zahnloser Mund zitterte. Man sah, dass noch nach einem Menschenleben die Vorstellung ihn qualte und entzückte, nur eines Blinzeln dieser Giulia

würdig befunden worden zu sein. Er schüttelte die Bilder, die ihm überdeutlich vor der Seele standen, von sich.

Es hieß, fuhr er ruhiger und zügiger fort, der Fremde habe Romero nachts in den engen Gassen aufgelauert und ihn zu stellen versucht. Aber Romero habe die Faust, in der das gezückte Messer glitzerte, beiseite gestoßen und sei lachend vorüber gegangen. Das Bewusstsein, Giulias Auserwählter zu sein, machte ihn unverwundbar. Nun, so nahm das Verhängnis seinen Lauf. Man sah den Fremden des öfteren vor seinem Laden stehen, wie er große Honigscheiben in den ungeschlachten Händen hielt. Anfangs gab freilich niemand darauf acht; erst, als es dann zu spät war, wusste sich jeder des unscheinbaren Symbols zu erinnern, das im Nachhinein die Gestalt einer furchtbaren Drohung annahm. Der Zufall oder der Spieltrieb eines perfiden Gottes wollte es, dass Romero in jenen Tagen das Haus von seinem Onkel erbe, das dem düsteren Laden Thybalts eben gegenüber lag.

Das Haus, in dem sich nun dieser mein Tempel befindet, wie der Alte nicht ohne grotesken Besitzerstolz hinzufügte.

Romero hatte nun des öfteren dort zu schaffen, er musste Schlösser prüfen, Fenster auswechseln und Balken hobeln, und Giulia stand dann halbe Nachmittage lang im Schatten des Vordaches, das mit demjenigen des anderen Hauses fast zusammenstieß, verbarg sich vor der Wut der Sommersonne und schoss Blicke wie glühende Rubine zu dem Nebenbuhler hinüber, der stundenlang regungslos im Vorraum seines Ladens lehnte und die Schöne mit unbeteiligter Miene schamlos musterte. An einem solchen Nachmittag und halben Abend kam es, wie es kommen musste. Es heißt, dass Romero Giulia habe einen scharfen Verweis zuteil werden lassen, in dem er seine Besitzansprüche geltend machte und sie aufforderte, das Blickwechseln mit dem Herrn Nachbarn zu beenden. Sie ließ sich davon jedenfalls nur anstacheln, verzehrte unter den gierigen Augen Thybalts eine Schale Kirschchen, deren Saft ihre Lippen noch blutiger färbte, über ihre Arme rann und den sie von den ausgestreckten Fingerkuppen leckte. Thybalt stand in zitternder Erregung und schweigender Wut. Als er sich eben auf dem Absatz herumwarf, um sich dem Schauspiel von katzenhafter Grausamkeit zu entziehen, so wollen es die Berichte, hatte Romero seine Arbeit abgeschlossen, das Haus verriegelt, Giulia grob unter dem Arm gefasst und sie mit sich zur Bootsanlegestelle geschleift. Als sie dort anlangten, kam er nicht mehr dazu, sie für ihr provozierendes Verhalten zur Rede zu stellen. Die Sonne war gerade untergegangen. Das Meer und das Hafenbecken schwammen in safrangelbem Dunst. Thybalt kehrte aus dem Inneren seines Hauses zurück, den Bienenkorb hoch erhoben, den er wie einen Leuchter vor sich trug. Er sah die gegenüberliegenden Straßenseite leer und verlassen, öffnete den summenden Behälter und ließ die tausendleibige Vernichtung los. Giulia hatte sich, anstelle einer Verteidigung und ohne auf Romeros Vorwürfe zu warten, entkleidet, woraufhin auch er die schweißgerandeten Kleider ablegte. Wie an jedem Abend dieses Sommers

hielten sie sich zu einem letzten Kuss an den Händen. Aber anders als sonst sprangen sie nicht ins Wasser, um sich zu erfrischen und anschließend zum Liebespiel auf die schwankende Fläche des Bootsstegs zurückzukehren, sondern sie retteten sich mit diesem letzten Sprung vor Thybalts aufgehetztem Bienenvolk, das sich wie eine dröhnende Gewitterwolke um ihre beiden schutzlos-schönen Leiber zusammengezogen hatte.

Der Alte schwieg und verzerrte das faltige Gesicht zu einer Grimasse, die sein Bedauern ausdrücken zu sollen schien, dass er uns mit solchen Unannehmlichkeiten behelligen musste. Aber die Wahrheit forderte ihr Recht.

Erst als Aaselinde ihn nach einigen Minuten des bangen Wartens aufforderte, seine Erzählung zu beenden, lieferte er in trockenem Berichtston den Schluss der düsteren Legende nach.

Man fand das Paar am nächsten Morgen angeschwemmt. Die beiden herrlichen Körper an kalten Händen aneinandergeschmiedet, von keinem einzigen Stich entstellt, die Lungen voller Wasser. Das Bienenvolk, das sich durch die Flucht der beiden in den Tod getäuscht sah, warf sich auf das Dorf, woraufhin der Schwarm, den Romeros Onkel in seinem Haus herangezüchtet und aufgezogen hatte, sich erhob und den gegnerischen Stamm in ein verlustreiches Gemetzel verwickelte. Das siegreiche Volk warf sich auf Thybalt, der entsetzt und wie angewurzelt vor seinem todbringenden Laden stand. Einige wollen gesehen haben, wie er unter der schwarzen Wolke eines grausamen Todes starb, sein Leib eine angeschwollene, von blauen Beulen übersäte zuckende Masse. Aber, wie gesagt, am nächsten Morgen waren die Überreste des Übeltäters verschwunden und wurden auch nie wieder aufgefunden. Die Ältesten beschlossen, die beiden Häuser zu Tempeln zu weihen. Die darin lebenden Bienenvölker, die nach Thybalts Tod ihren Frieden miteinander gemacht hatten, wurden unter Schutz gestellt. Seitdem ist der Durchgang zwischen den beiden Fassaden Liebesleuten heilig; Brautleuten gilt es als gutes Omen, wenn sie unversehrt zwischen den Tempeln hindurchschreiten können, so unversehrt, wie Giulia und Romero am Morgen nach ihrem Tode gefunden worden waren.

Mehr war aus dem Alten nicht herauszubekommen. Wir verabschiedeten uns nach einigen bangen Momenten des Schweigens mit linkischen Floskeln. Er nahm uns nicht mehr wahr, ließ es aber geschehen, als Aaselinde ihm einige Münzen zusteckte. Draußen wollte sie es ausprobieren und das Orakel befragen, wie sie sich ausdrückte. Ich bin zwar nicht abergläubisch, glaube an die Wirkung des Aberglaubens auf das weibliche Gemüt, und auch ein Phänomen der Einbildung ist schließlich ein Phänomen. Wir nahmen uns an der Hand und schritten entschlossen zwischen den dicht auf dicht stehenden Tempelfassaden durch. Eine Biene verfang sich in Aaselindes blondem Haar, stach aber weder sie noch mich, als ich sie mit klammen Fingern herauslas. Dann standen wir auf dem knarrenden Bootssteg, der Mond kam über das Gebirge und das Meer rauschte unter unseren Füßen. 